

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Band: 30 (1922)

Heft: 11

Artikel: Briefe aus Russland [Fortsetzung]

Autor: Scherz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-546826>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kennt, der trinkt, spielt und jeder Schürze nachläuft, kann möglicherweise unter dem Einfluß der Frau der beste Ehemann werden, aber es ist immerhin eine gewagte Sache, auf diese schwache Aussicht sein Lebensglück zu begründen. Viel sicherer erscheint es, daß ein Trinker und Spieler früher oder später seiner Leidenschaft wieder anheimfällt, und ein solcher Mann eignet sich gewiß nicht zum Oberhaupt einer Familie. Aber es müssen nicht einmal die krassen Laster sein, die eine Frau zur Ueberlegung anregen sollen, ob ein Mann zur Ehe mit ihr taugt. Oft sind es ganz unbedeutend erscheinende Charaktereigenschaften, Sähzorn, Bosheit, Grobheit, die eine Frau erst dann abstoßen, wenn sie denkt, daß ihr Kind ebenso sein könnte. Wie schrecklich wird bei dieser Vorstellung einer Frau auch ein kleinlicher, beschränkter Mensch.

Aber selbst der blendendste Herzensbrecher verliert mitunter viel von seiner Anziehungskraft, besteht ihn eine Frau von der Warte ihrer künftigen Mutterschaft, da entdeckt sie auf einmal, daß er leichtfertig, oberflächlich und egoistisch ist. „Ein Kind im Hause, nein, das macht zu viel Schreierei und sein Geschrei stört.“ Das ist die Auffassung der verwöhnten „Ich“-Menschen und man kann sich sie ebensowenig als gute wie als richtige Väter ihrer Kinder vorstellen. Die schlechten Eigenschaften eines Mannes werden von der Frau viel deutlicher gesehen, wenn sie sich ihn nicht nur als Gatten, sondern auch als Vater vorstellt, und vieles, was ihr persönlich noch keinen Grund geben würde, auf die Verbindung mit diesem oder jenem zu ver-

zichten, erscheint ihr ungeheuerlich, wenn sie dabei denkt, daß sie diesen Menschen ihren Kindern zum Vater geben soll.

Der Gedanke an die Kinder läßt auch die materielle Seite der Ehe nicht so belanglos erscheinen, wie Liebende voll Verachtung für allen Materialismus dies oft glauben machen wollen. Es ist für eine Mutter schon furchtbar, wenn sie aus Mangel an Mitteln ihre Kinder nicht ordentlich kleiden und ernähren kann. Die materielle Unzulänglichkeit löst aber auch häufig Zank und Streit in der Ehe aus. Ununterbrochen regnet es von der einen oder andern Seite Vorwürfe, und Kinder, die in einem solchen Milieu aufwachsen, sind nicht nur körperlich unterernährt, häufig auch rachitisch und tuberkulös, sie leiden auch seelisch, werden nur zu leicht verbittert und böseartig. Darum ist eine gesunde materielle Grundlage für eine Ehe gewiß keine Forderung, die durchweg unedlen Motiven entspringt.

Würden Männer und Frauen bei der Gattenwahl auch an ihre Kinder denken, es kämen wahrscheinlich bedeutend weniger Ehen im allgemeinen, aber mehr glückliche Ehen zustande und die wunderbare Folge dieser Bedenkllichkeit der Heiratskandidaten wäre eine Verminderung des Kinderelends, wie sie auf keinem andern Wege in diesem Umfange erreicht werden kann. Aber wann wird unsere Jugend so weit sein, zuerst an ihre noch ungeborenen Kinder und dann erst an sich selbst zu denken? Wann werden sie es ihren Kindern wieder schon durch die Wahl des Lebensgefährten zur Selbstverständlichkeit machen, Vater und Mutter zu ehren?

(„Burgdorfer Tagblatt“.)

Briefe aus Rußland.

III.

Warschau uns anzusehen hatten wir reichlich Gelegenheit. Selbstverständlich wollen wir hier keine Baedeker-Beschreibung geben, son-

dern nur allgemeine Eindrücke. Die Stadt soll früher hübsch und sauber gewesen sein, jetzt ist sie es sicher nicht mehr. Wir kamen

allerdings auch in einem möglichst ungünstigen Moment an, um über die Sauberkeit der Stadt urteilen zu müssen, denn einige Tage vorher war ein Streif der Hauswarte ausgebrochen, offenbar berechtigt, da sie allerdings unter den heutigen Preisverhältnissen eine lächerlich geringe Besoldung erhalten. Die meisten Häuser der Stadt, wenigstens der neueren Stadtteile, sind große Komplexe, wie es in Großstädten üblich ist und vielleicht sehr ausgesprochen in Warschau. Häuserobjekte mit 100—150 Wohnungen sind keine Seltenheit. Durch eine große Einfahrt kommt man in verschiedene Höfe, in welche die Wohnungsabteilungen münden. War es auf der Straße schon furchtbar un sauber und wandelte man da bereits fast in einem Rehrichthausen, so ist der Zustand der Höfe unbefschreiblich. Jeder Hauswart hat vor seinem Haus bis in die Mitte der Straße zu reinigen (eine öffentliche Straßenreinigung scheint Warschau nicht zu kennen, nur in einigen Straßen, in denen behördliche Bureaus sind). Das alles unterblieb daher auch und nach 14 Tagen war noch keine Reinigung da. Es darf allerdings nicht vergessen werden, daß die Hausbesitzer laut Gesetz seit Kriegsbeginn ihre Mietpreise kaum erhöhen durften. Das hatte zur Folge, daß viele infolge der Teuerung kaum ihr Leben fristen können, geschweige denn irgendwelche Mehrausgaben für Reinigung oder Reparatur sich leisten dürfen. Und so sieht man denn in ganz Warschau kaum eine einzige Hausfassade, welche einen sauberen Verputz aufweist; überall ist derselbe abgebröckelt, alles sieht furchtbar verwahrloßt aus, und der gleiche trostlose Zustand im Innern und zwar auch an öffentlichen Gebäuden. Der Staat hat offenbar noch weniger Geld als der Private. Unser Eindruck wurde zudem noch so ungünstig beeinflusst, weil wir auf dem Zollamt des Danziger Bahnhofes unsern Wagenzug aufstellen mußten. Dieses Zollamt liegt nun gerade im Judenviertel, in der sogenannten Malewki-Vorstadt. Hier scheint leider auch ohne Streif selten gereinigt zu werden, denn

als wir am Morgen nach unserer nächtlichen Ankunft unsern Gang in die Stadt machten, war uns der Gestank und die Unsauberkeit, die da herrschte, fast unerträglich. Und in dieser Umgebung spielt sich vielleicht der größte Teil des einträglichen Handels von Warschau ab, in stinkenden, wohl nie gereinigten Magazinen, in meist nur kleinen Läden mit defekter Türe und einem schmalen Schaufenster. Der Käufer, der hier etwas kaufen will, tut jedoch besser, wenn er sich die Ware von innen ansieht, denn gereinigte Scheiben — na, „Gott der Gerechte, zu was auch, trägt mir doch nichts ein!“

Bedauerlich ist, daß diese Schmutzerei nicht nur dort, sondern auch in bessern Quartieren zu finden ist. Nur ein kleiner Beweis: Mit vieler Mühe haben wir uns Zimmer verschaffen können, um uns einmal wieder ordentlich in einem Bett auszustrecken nach 14tägiger Eisenbahnwagenpolster-Ruhe, und da brauchte ich keine Fenstervorhänge, brauchte mein „Heim“ nicht mit Diaphanien zu schmücken, wirklich, man sah nicht durch die Scheiben!

Ich will gerne hoffen, Warschau bei meiner Rückkehr sauberer zu sehen!

Die Kriegszeit und das damit verbundene Wechseln der Behörden hat Warschau arg mitgenommen. Anerkannt wird auch von guten Polen, daß die Deutschen Ordnung und Sauberkeit gehabt haben; sie sollen auch viele Straßen neu gepflastert haben. Ueber die Straßenpflasterung wäre viel, viel Böses zu sagen. Daß man nur ganz ausnahmsweise ein Velo sieht und sehr wenig Autos, mag auf die Güte der Straßen hinweisen. Dauern tun einem die mageren Köpfelein der Einspänner, die nebst dem Tram das einzige Verkehrsmittel bilden. Es sind nicht etwa soziale Unterschiede, die uns bestimmen, möglichst wenig das Tram zu benutzen, aber ganz winzige, menschenfreundliche Tierchen, die man am liebsten meidet. Uebrigens sehen auch die wenigsten Droschken einladend aus, aber man ist doch allein und nicht so enge beieinander.

In Großstädten kommt der Fußgänger eben an kein Ziel.

Prächtigt geschmückt waren während den Ostertagen die Kirchen, an denen Warschau so reich ist, mit der Darstellung der Grablegung Christi in oft feenhafter Beleuchtung und Bekränzung, so besonders in der Eglise S'-Croix, in der sich auch das Grabmal Chopins befindet. Prachtvolle Fresken zeigt das Innere der ehemals russischen Kirche auf dem Sachsenplatz. Der gewaltige Kuppelbau mit eigenem, freistehendem Turm war im Anfang dieses Jahrhunderts vom letzten Zaren gebaut worden. Er sollte, als ein Wahrzeichen russischer Größe, die ganze Stadt überragen. Der Zar stiftete aus seiner Privatschatulle eine Million Rubel zur Vergoldung der Kuppeln. Architektonisch vielleicht zu Einwendungen Anlaß gebend, da der Stil sich nirgends anpaßt, mußte diese Kirche durch ihre äußere und innere Ausstattung imponieren. Deutsche und Polen haben aber ihr möglichstes getan, um dem Gebäude seine Pracht und seine Wichtigkeit zu nehmen. Die Deutschen sollen während der Zeit der Besetzung den Goldbelag der Kuppeln weggenommen haben, wobei leider die Dachverkleidung so litt, daß nun seither der Regen an vielen Stellen die äußeren und inneren Verkleidungen zerstört. Den ganz Warschau überrückenden Turm haben die Polen selbst im letzten Jahr niedergelegt, ein wüster Steinhaufen liegt neben der Kirche. Was Deutsche und Polen nicht zerstört oder genommen haben, das haben die Russen seinerzeit mitgenommen, so daß viele Museen leere Säle aufweisen und man nur aus den Katalogen sieht, was einst dazugewesen ist.

Auffallend auf den Straßen ist die große Zahl Militär, es sollen bei einer Viertelmillion Mann in Warschau sein. Im allgemeinen kommen die Mannschaften und Offiziere schmuck daher. Wenn man dem Gruß nach, der nur mit Zeig- und Mittelfinger geschieht, auf die Instruktion schließen wollte, so würde man einen guten Eindruck erhalten, aber einen schlapperen Wachaufzug als den vor der Kommandantur habe ich noch nie gesehen.

Ein Zeichen von kleinlichem Chauvinismus ist es, daß jede deutsche Aufschrift durchstrichen ist; auch läßt sich selten ein Beamter dazu bewegen, deutsch zu antworten, selbst wenn er fließend deutsch sprechen kann. Es wurde mir gesagt, es sei von behördlicher Seite Weisung gegeben worden, nur polnisch zu sprechen, auf jeden Fall nicht deutsch. Der Ausländer, der nicht polnisch kann, ist daher etwas in Verlegenheit; man eignet sich ja rasch einige polnische Ausdrücke an, aber gerade zum Aufsuchen von Straßen usw. bieten sich Schwierigkeiten, da ehemals deutsche oder russische althergebrachte Bezeichnungen durch polnische ersetzt worden sind.

So bietet Warschau heute wenig Anziehendes, mag auch das Ballett in der Oper noch so pikant, mögen die Konzerte der Philharmonie noch so zufriedenstellend sein. Da ist es denn kein Wunder, wenn wir den Tag der Abreise mit Ungeduld herbeisehnten. Brest-Litowsk liegt längst hinter uns, mühsam feucht unser Zug mit seinen 37 Wagen durch ödes Weideland, das hier und da von Kieferwäldern unterbrochen ist; schlechte Kohlen und feuchtes Holz heizen nicht gut. Gegen Abend werden wir in dem armseligen Baranowitschi eintreffen, dem einst so stolzen Hauptquartier des Zaren.

Dr. Scherz.

Das schadhafte Gebiß als Quelle von Herz- und Atembeschwerden.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß Menschen mit schadhaftem Gebiß Magenbe-

schwerden haben. Zum Teil sind diese zurückzuführen auf die verschlechterte Kaufähigkeit,